



MARION PERKO

VEGA

DER STURM IN MEINEM
HERZEN

Insel



»Die ungestüme Vega ist selbstbestimmt, den Mächtigen ständig unbequem und, wenn es drauf ankommt, eine wortwörtliche Naturgewalt.«
Stiftung Lesen

Vegas Lage scheint hoffnungslos. Sie wurde entführt und befindet sich in der Gewalt von Bioverse, dem mächtigen Wetterkonzern. Denn das Geheimnis, das sie ein Leben lang bewahrt hat, wurde verraten: Mit der Kraft ihrer Gedanken kann sie das Wetter beeinflussen, Regen beschwören und Wind rufen. In einer Welt, die von Dürre und Stürmen geprägt ist, hat diese Gabe einen unschätzbaren Wert.

Das weiß auch Bioverse' Chefin Nathalie. Sie nutzt Vegas Gabe gegen deren Willen, um damit eine Wettermaschine herzustellen, die die Wetterverhältnisse für immer verändern soll. Vega muss Bioverse aufhalten, aber allein ist sie machtlos. Welche Ziele verfolgen ihre alten Verbündeten? Und soll sie Leo, der sie an Nathalie verraten hat, ein zweites Mal vertrauen? Die Zeit drängt, denn als die wahren Ausmaße von Nathalies Plänen deutlich werden, geht es um jede Minute ...

Marion Perko macht gern dort Urlaub, wo das Wetter rau ist und der Wind stürmisch. Wenn die Wolken über den Himmel jagen und immer neue Bilder aus Licht und Schatten auf die Landschaft malen, ist sie am liebsten draußen und lässt sich zu neuen Geschichten inspirieren. Marion Perko ist Autorin, Lektorin und Schreibcoach. Online ist sie unter www.marion-perko.de oder auf Instagram als @marion.perko zu finden.

In der *Vega*-Reihe liegt außerdem vor:
Vega – Der Wind in meinen Händen. Band 1 der großen Klima-Saga.

MARION PERKO

VEGA

DER STURM IN MEINEM
HERZEN

Band 2

Insel Verlag

1

Das Auto hält und sie zerren mir die Kapuze vom Kopf. Meine Haare kleben mir im Gesicht, und als sie mir das Stück Stoff, mit dem sie mich in der letzten halben Stunde geknebelt haben, zwischen den Zähnen hervorziehen, hole ich pfeifend Luft. Mein Mund ist staubtrocken, aber niemand kommt auf die Idee, mir einen Schluck Wasser anzubieten.

Danach fragen kann ich nicht, ich bin zu sehr damit beschäftigt, bei Bewusstsein zu bleiben. Die stickige Luft im Auto, mein rasender Herzschlag, die Hitze unter der Kapuze – an den Rändern meines Blickfelds ploppen schwarze Flecken auf.

Hände ziehen mich vom Rücksitz des EUV. Draußen wird es besser, auch wenn es nicht so einfach ist, mit den gefesselten Händen das Gleichgewicht zu halten. Gierig sauge ich die Abendluft ein, und der Wind, der um die Ecke eines mehrstöckigen Gebäudes streicht, kühlt meine Stirn.

Jemand tritt an meine linke Seite und greift nach meinem Arm. »Hinter uns haben zwei Kollegen eine Waffe auf dich gerichtet. Wenn du irgendwas versuchst, schießen sie.«

Keiner der tausend Gedanken in meinem Kopf findet seinen Weg zu meinem Mund. Ich weiß natürlich, was die Frau mit »versuchen« meint, aber allein die Vorstellung ist dermaßen absurd, dass ich lachen möchte. Ich bin halb verdurstet

und so müde, dass ich nur auf den Beinen bleibe, weil mich zwei Leute festhalten. Meine Gabe braucht ein Mindestmaß an Konzentration. Todesangst ist dabei nicht gerade förderlich.

Sie führen mich über einen gepflasterten Weg auf das Gebäude zu. Ein paar Schritte genügen, um mich wieder in meinem Körper zu verankern. Das Adrenalin lässt nach, ich denke klarer.

Gleichzeitig nehme ich meine Umgebung wahr. Neben mir gehen eine Frau und ein Mann, beide in schwarzer Kleidung und beide durchtrainiert. Keine PAO, sondern private Sicherheitsleute. Deren Aufgaben offenbar auch Entführungen umfassen.

Das Gebäude kommt mir bekannt vor, auch wenn ich sicher bin, dass ich noch nie hier war. Aber natürlich weiß ich, wo wir sind. Und wer dadrin auf mich wartet.

Die riesigen Fensterflächen des Gebäudes blitzen. Blumenbeete – unkrautfrei und in voller Blüte – säumen den Weg, ein drei Meter hoher künstlicher Wasserfall plätschert in einer Ecke der Grünfläche vor malerisch platzierten Felsblöcken. Und auf der Glastür, zu der mich die Sicherheitsleute führen, prangt eine Gravur, die einen Globus mit zwei Keimblättern zeigt. Wenn ich nicht schon sicher gewesen wäre, wohin sie mich gebracht haben, wäre hier der Beweis. Das Logo gehört Bioverse, einem der mächtigsten Wetterkonzerne Deutschlands. So mächtig, dass sie anscheinend glauben, über dem Gesetz zu stehen.

Das ganze Anwesen stinkt praktisch nach Geld. Ich will mir gar nicht vorstellen, wie viel Gewinn Bioverse jedes Jahr erwirft, damit so ein Luxus möglich ist. Galle sammelt sich in

meinem Mund, als ich daran denke, wie Leo und ich uns auf der Straße durchgeschlagen haben. Und die ganze Zeit hat das hier auf ihn gewartet. Als wäre mein Leben ein Abenteuer, das er für eine Weile von der Außenlinie betrachtet. Ein Rummelplatz, den er hinter sich lassen kann, wenn ihn die Fahrgeschäfte langweilen.

Und da ist er: der Gedanke an Leo, den ich in den letzten Minuten mit aller Kraft unterdrückt habe. Zu spät, den Schmerz jetzt noch einzufangen.

Erinnerungen an die letzten Wochen flackern in meinem Kopf auf wie Blitzlichter – Leo, der mich aus PAO-Gewahrsam befreit, Leo, der mit mir über Dächer flieht, Leo, der mir das Schwimmen beibringt. Der mich küsst. Die ganze Zeit habe ich geglaubt, ich würde seine Motive kennen, wüsste, warum er mir hilft. Aber all sein Wissensdurst, unsere Freundschaft, die Gefühle, die er mir vorgegaukelt hat – sie waren nur dazu da, mich in Sicherheit zu wiegen, bis der Moment gekommen war, mich seiner Tante auszuliefern.

Scham überrollt mich, dass ich so dumm war. Er hat mich so leicht durchschaut. Ein kleines bisschen Geborgenheit, das war alles, was es brauchte, um mich rumzukriegen.

Ein Satz echot in meinem Kopf. *Sie dürfen nie davon erfahren ...*

Wie wahr. Bei Leo konnte es mir gar nicht schnell genug gehen, mit meiner Gabe anzugeben. Und jetzt sitze ich in der Falle.

Hinter uns werden Schritte laut, jemand überholt uns. Anscheinend ist es einer der Kollegen, von denen die Frau gesprochen hat, denn der Mann richtet eine Pistole auf mich und zieht mit der anderen Hand die Glastür auf.

Wir gehen hindurch. Sie haben mich über den Hintereingang ins Gebäude gebracht, denn wir landen in einem schmucklosen Treppenhaus. Drei Stockwerke höher erreichen wir am Ende eines Flurs einen großzügigen Konferenzraum mit einer Fensterfront auf zwei Seiten. Meine Bewacher setzen mich auf einen Stuhl und postieren sich neben mir, die beiden mit der Waffe – der Mann und eine weitere Frau – stellen sich breitbeinig auf die andere Seite des Tisches.

Die haben ja ordentlich Respekt vor mir.

»Kann ich was trinken?«, krächze ich, als mein Blick auf das Tablett mit Wasserflaschen und Gläsern fällt, das neben der Bronzebüste eines Paares auf einer Anrichte steht. Ich verstehe meine Worte selbst kaum, so ausgedörrt ist meine Kehle.

Die Frau neben mir zögert, dann nickt sie dem Mann rechts von mir zu. Ein paar Sekunden später ist er mit einem vollen Glas zurück und hält es mir an die Lippen.

Ich zucke zurück. »Ich kann selber trinken.«

»So oder gar nicht«, bestimmt die Frau.

In diesem Moment erkenne ich ihre Stimme. Sie war letzte Nacht auf dem Dach im Chemiewerk. Die Wut in meinem Bauch wandelt sich in warme Genugtuung. Sie hat am eigenen Leib erfahren, wozu ich in der Lage bin, und gerade wünsche ich mir, ich hätte sie ein bisschen härter erwischt. Wir starren uns noch ein paar Sekunden an, dann erlaube ich mir ein kleines Lächeln und drehe den Kopf.

Es ist besser, wenn sie mich fürchten.

Der Kerl, der mir das Glas hält, stellt sich dämlich an, oder vielleicht ist es Absicht, dass die Hälfte des Wassers auf meinem Shirt landet, trotzdem ist es eine Wohltat, mei-

nen Mund anfeuchten zu können. Dieser verfluchte Knebel.

Gerade als ich genug getrunken habe, dass ich glaube, meine Stimme wieder einigermaßen gebrauchen zu können, geht die Tür auf, und ich schlucke die Fragen, die ich auf die Security-Frau abfeuern will, herunter. Eine blonde Frau betritt das Zimmer, Mitte vierzig vielleicht, und auch wenn ich wusste, dass sie früher oder später auftauchen würde, bringt sie mich aus dem Konzept. Sie lässt ihren Blick schweifen, über die Sicherheitsleute, ihre Waffen, das Glas auf dem Tisch, bis er schließlich auf mir verharrt.

Eine ganze Weile betrachtet sie mich, so als könnte sie mich, meine Gedanken lesen. Aber sie täuscht sich. Dieses verschwitzte, erschöpfte Bündel, das seit sechsunddreißig Stunden nicht geschlafen und einen Tag lang kaum etwas gegessen hat, das bin nicht ich. Nicht die Vega, die den Sturm herausfordert. Die den Wind bis in die Zehenspitzen fühlt.

Ihre zarte, fast durchscheinende Haut macht nicht den Eindruck, als würde sie sich oft dem Wetter aussetzen. Als hätte der eisige Nordwind ihre Wangen je rot gefärbt oder das Mittaglicht Sommersprossen auf ihre Nase getupft. Diese Frau bleibt drinnen, wo keine Gefahr besteht für perfekt geföhnte Frisuren und manikürte Nägel.

Trotzdem mache ich mir nichts vor: Das gepflegte Äußere, die edlen Klamotten, das gehört alles dazu. Es stellt einfach nur klar, dass Nathalie Cyprian eine der mächtigsten Frauen des Landes ist.

Zu welchem Schluss sie über mich kommt, weiß ich nicht, aber ich bezweifle, dass sie sich noch groß ein eigenes Bild machen muss. Ihr Neffe hat ihr sicher brav Bericht erstattet.

Mir dreht sich der Magen um, ich beiße die Zähne zusammen. Sie sieht es, und anscheinend ist das das Signal, das Gespräch zu eröffnen.

»Vega«, beginnt sie. »Wie schön, Sie endlich bei uns zu haben. Mein Name ist Nathalie Cyprian.«

»Sparen Sie sich das Geschwafel«, antworte ich. Es klingt wie ein Knurren, so eingerostet ist meine Stimme.

Sie legt den Kopf schräg. »Inwiefern?«

»Sie haben mich wochenlang ausspionieren und dann entführen lassen! Und da wollen Sie mir weismachen, ich wäre Ihr Gast?«

Sie nickt. »Ich kann verstehen, wie die Umstände auf Sie wirken müssen. Dafür entschuldige ich mich in aller Form. Aber unserer Einladung sind Sie leider nicht gefolgt.«

»Sie haben mich nie eingeladen!« Mein Gesicht fühlt sich ganz heiß an, so wütend macht mich ihr gespreiztes Getue.

»Nicht persönlich. Aber mein Neffe, soweit ich weiß, sehr wohl.«

Ich bleibe stumm, denn ich erinnere mich. Gleich am ersten Tag, nachdem wir uns kennengelernt hatten, hat Leo mich gebeten, mit ihm ins »Institut« zu kommen. Ich schnaube. Damals dachte ich noch, er würde von der Uni sprechen.

»Ich habe Nein gesagt.«

Wieder nickt Nathalie Cyprian bedächtig. »Das war allerdings bedauerlich.«

»Wer glauben Sie eigentlich, wer Sie sind? Denken Sie, nur weil Sie reich sind, können Sie über den Rest von uns verfügen, wie es Ihnen passt? Ich wollte nie hierherkommen! Tun Sie nicht so, als wäre es meine Schuld, dass Sie mich gefesselt und geknebelt und wer weiß wohin verschleppt haben!«

»Na, na.« Sie macht ein tadelndes Geräusch, tritt ein paar Schritte auf mich zu und setzt sich mir gegenüber auf einen Stuhl. »Kein Grund, melodramatisch zu werden. Wir waren gezwungen, ein paar grundlegende Sicherheitsmaßnahmen anzuwenden, das ist alles. Wir wollten nicht, dass Sie sich verletzen. Oder jemand anders.«

Schade, ich habe gehofft, ich hätte jemanden erwischt, als sie mich gleich außerhalb der EcoQuest-Zentrale in das EUV verfrachtet haben. Anscheinend muss ich beim nächsten Mal fester zutreten.

Wir lassen uns nicht aus den Augen, sie mit dieser kühlen Überlegenheit, ich mit weitaus weniger Selbstbeherrschung. Schließlich bricht sie den Blickkontakt ab und streicht den Stoff ihrer Hose über ihrem Knie glatt.

»Ich verstehe, dass Sie aufgebracht sind, Vega.« Sie sieht mich wieder an. »Aber ich versichere Ihnen, was ich tue, geschieht allein im Interesse der Wissenschaft. Kaum jemand weiß besser als Sie, wie belastend die aktuelle Dürreperiode für unser Land, für ganz Europa ist.«

Sie zögert, dann gibt sie der Sicherheitsfrau neben mir ein Signal. Bevor ich ganz begreife, was passiert, zückt sie ein Messer und schneidet meine Fesseln durch. Mir entwischt ein Stöhnen, als der Druck auf meine Handgelenke nachlässt.

»Als Zeichen unseres guten Willens, Vega«, sagt Nathalie, und wenn ich mich nicht so darauf konzentrieren müsste, nicht zu weinen, weil die Blutzirkulation in meinen Händen wieder einsetzt, würde ich laut schreien.

Stattdessen fährt sie fort: »Ich bitte Sie, eine Woche bei uns zu bleiben und sich vorurteilsfrei eine Meinung darüber zu bilden, was Bioverse macht. Ihr Beitrag wäre von unschätzbarem

Wert ... « Sie hebt die Hand, als ich Luft hole, um zu protestieren. »... für unser Land. Denn diesem Ziel haben wir uns bei Bioverse verschrieben: Wir wollen die Dürre in Deutschland lindern.« Als ich nicht ausweiche, legt sie ihre Hand auf meine Schulter. »Mit Ihrer Hilfe, Vega, werden wir hoffentlich Erfolg haben.«

Dieses Mal bemühe ich mich, mein Gesicht unter Kontrolle zu behalten. Das soll ich ihr abkaufen? Dass alles, was in diesem Konzern geschieht, nur der Allgemeinheit dient? Dass ihre Gewitterstürme im Namen der Wissenschaft ganze Viertel verwüstet und mich kreuz und quer durch die Stadt gejagt haben?

Es liegt eine Ernsthaftigkeit in ihrem Blick, die mich an ihren Neffen erinnert. Sagt sie die Wahrheit? Liegt ihr wirklich daran, die Dürre zu bekämpfen? Für einen winzigen Moment will ich ihr beinahe glauben ... doch da fällt mir wieder ein, wohin es mich gebracht hat, ihrem Neffen zu vertrauen.

Ich balle die Fäuste. »Vergessen Sie's.«

Nathalie betrachtet mich, dann nickt sie und steht auf. »Das ist nicht ganz die Antwort, auf die ich gehofft hatte. Aber es war ein langer Tag. Morgen zeige ich Ihnen, was Bioverse tut. Ich bin mir sicher, das wird Ihre Meinung ändern.«

»Was?« Ich will aufspringen, doch Hände drücken mich zurück auf den Stuhl. »Haben Sie mir überhaupt zugehört? Ich will jetzt gehen!«

Ihre Augen haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit denen ihres Neffen. Kalt und blau betrachten sie mich. »Das denken Sie vielleicht jetzt, Vega, aber ich bin überzeugt, ein wenig Ruhe wird Ihre Perspektive ändern. Wir sehen uns morgen.«

Mit einem letzten Nicken schließt sie die Tür hinter sich und

lässt nichts zurück als einen Hauch von Maiglöckchen und Sandelholz.

»Lasst mich gehen! Was soll das? Ich will hier raus!«

Ich weiß, dass es nichts bringt, wenn ich gegen die Tür hämmere und Dinge brülle, auf die ich keine Antwort bekomme. Doch obwohl ich umfallen könnte vor Müdigkeit, obwohl mein Magen knurrt und ich schon wieder Durst habe, muss die Wut raus.

Die Security-Chefin – Jill heißt sie, wenn ich ihren Kollegen richtig verstanden habe – hat kein Wort gesagt, als sie mich in dieses Zimmer gebracht haben. Es sieht aus wie ein Ruhe-
raum, ein Bett, ein winziger Tisch mit zwei Stühlen, ein leeres Regal, mehr gibt es nicht. Nur ein kleines Fenster ohne Griff. Ich frage mich, ob das technische Gründe hat und die Funktionsweise der Klimaanlage nicht beeinflusst werden soll oder ob sie hier öfter jemanden einsperren. Aber ich bin sowieso nicht in der Lage zu flüchten, und so verzweifelt, dass ich mich aus dem Fenster werfen müsste, bin ich auch noch nicht.

Ich senke den Kopf und stemme die Hände gegen die Tür. Plötzlich ist die Wut weg, sie lässt das zurück, wovor ich mich gefürchtet habe. Erinnerungen. Einen Gedanken, der wie eine Klinge in mir wütet. Nicht sauber und schmerzfrei wie ein Skalpell, sondern rostig, stumpf, quälend. Als wollte sie größtmöglichen Schaden anrichten. Als sollte die Wunde für immer schwelen.

Leo hat dich verraten ...

Jedes Wort reißt ein Stück meines Herzens heraus.

Doch das kann ich nicht zulassen. Nicht hier, nicht jetzt. Ich

brauche all meine Kraft, und an Leo zu denken, macht mich ganz sicher nicht stärker.

Mit knirschenden Zähnen stoße ich mich von der Tür ab und gehe zum Fenster. Ich vermisse den Wind. Hier drin bewegt sich die Luft kaum, doch wenn ich nach draußen sehe, dann flirren die Blätter der Bäume. Wolken, fluffige, harmlose Schäfchenwolken, treiben am rosafarbenen Himmel vorbei. Grashalme werfen lange Schatten und verändern in der Brise ihre Farbe.

Ich lege meine Hand an die Scheibe, aber durch das Glas spüre ich nichts. Leer und fremd. So fühlt sich nicht nur der Raum hinter mir an.

Ich bin es auch.

Das Abendessen ist eine einsame Angelegenheit. Noch vor zwei Tagen wäre mir dieser Gedanke absurd vorgekommen, doch ich vermisse Laura, Troy und Inez. Ich vermisse sogar Inez' ständige Vorträge über die ökologischen Auswirkungen von Wettermanipulationen. Bei EcoQuest musste ich nie allein essen, und was für ein Privileg das war, merke ich erst jetzt.

Am meisten aber vermisse ich Esper. Als Freund, so wie in der Zeit, bevor wir zusammen waren. Nicht so, wie ich ihn vermisst habe, als er nach unserem Einsatz in der Gartensiedlung verschwunden war. Als ich mich noch nicht in einen anderen verliebt hatte. Der mir dann das Herz rausgerissen hat.

Ich stütze die Handgelenke auf der Tischplatte auf und schließe die Augen. Warum führt jeder Gedanke zu Leo? Warum? Ich könnte ins Essen heulen, und alles, was passieren würde, wäre, dass ich dran denken müsste, dass Leo auch gerade Tomaten-Graupen-Salat isst.

Ein neuer Gedanke lässt mich auffahren. Was, wenn ich ihm morgen begegne? Wenn ich keine Gelegenheit finde, hier abzuhaun, und ihn jeden Tag sehen muss, solange sie mich hier einsperren?

Ich weiß nicht, was. Vielleicht ... wenn ich ihn endlich sehe ... vielleicht könnte ich dann richtig wütend sein.

Oder vielleicht bricht es mir einfach noch mal das Herz.

2

Draußen steht die Sonne hoch am Himmel, doch hier drin ist es gleichbleibend kühl. Ich gehe neben Nathalie durch die hohen Flure von Bioverse. Jills Sicherheitsteam lässt mich nicht aus den Augen, aber zumindest haben sie meine Hände nicht mehr gefesselt.

Ich fröstle. Die Luft fühlt sich so unnatürlich an, wie tot. Und gleichzeitig ist sie eine Zumutung. Ich wusste, dass es diese Wirklichkeit in Deutschland gibt. Dass Menschen in klimatisierten Räumen leben und arbeiten. Doch diese andere Realität schien immer so weit entfernt, unerreichbar für alle, die ich kannte, dass mich ihre Alltäglichkeit hier bei Bioverse schockiert.

Nathalie macht große Schritte, ich muss mich anstrengen, um neben ihr zu bleiben, als wäre ich durch den einen Tag in dieser Umgebung schwächer geworden. Wir reden nicht. Meine Vorwürfe hätten keinen Zweck, und ich will ihr nicht die Genugtuung verschaffen, Fragen zu stellen. Hier bin ich im Feindesland. Nicht nur weil sie mich entführt haben – als Wettermacherin muss ich dem Treiben eines Wetterkonzerns gegenüber misstrauisch bleiben. Trotzdem finde ich die Technik, die Nathalie hier stolz vorführt, faszinierend. Doch das darf nicht sein. Ich muss aufmerksam sein und die erste Chance nutzen, um zu verschwinden.

Wir erreichen eine Tür. Wie beinahe alle anderen ist auch sie mit einem Handflächenscanner gesichert. Sie führt in eine riesige Halle. Hinter großen Glasscheiben erkenne ich Kontrollräume mit Schaltflächen und Monitoren. Die Bildschirme sind schwarz, gerade arbeitet wohl niemand daran. Die Sicherheitsleute halten sich im Hintergrund, aber ich habe keinen Zweifel, dass sie jede meiner Bewegungen beobachten.

Mit schnellen Schritten durchquert Nathalie die Halle und zieht eine weitere Tür auf, hinter der sich ein langer Flur erstreckt. Links und rechts gibt es Büros, Serverräume und Labore. Betriebsamkeit erfüllt diesen Teil des Gebäudes, die meisten Leute blicken nicht einmal auf, als wir vorbeilaufen.

Im ersten Stock ändert sich der Grundriss. Hier gibt es in der Mitte ein paar Tische mit Dockingstationen, um die sich Versuchsräume anordnen. Nathalie spricht von Windkanälen, Druckkammern und Feuchträumen, und langsam verliere ich das Interesse. Warum bauen sie hier nach, was sie draußen, unter freiem Himmel, kostenlos bekommen können?

Auf einmal kippt meine Stimmung. Ich bleibe stehen und verschränke die Arme. »Was wollen Sie von mir? Ich habe Ihnen gestern schon gesagt, dass ich nicht mit Ihnen zusammenarbeiten will. Dieses ganze Technikzeug ... Was hat das mit mir zu tun?«

Nathalie nickt und deutet auf die gerade unbesetzten Arbeitsplätze in der Mitte des Raums. »Sehen Sie, Vega, Bioverse setzt sich seit Jahrzehnten dafür ein, dass wir das Wesen des Wetters genauer verstehen. Wir investieren Millionen, um den Menschen zu helfen, besser mit den neuen klimatischen Bedingungen zurechtzukommen.« Sie lehnt sich gegen einen der

Tische und sieht mich direkt an. »Über die Jahre gab es viele Durchbrüche. Unser Wissen über Klima und Wetter ist seit der Jahrtausendwende enorm angewachsen. Aber Sie ...« Sie macht eine elegante Bewegung in meine Richtung. »Sie könnten dieses Wissen auf eine ganz neue Stufe heben.«

Ein paar Herzschräge lang antworte ich nicht. Wir stehen uns gegenüber und betrachten uns still. Kapiert sie es nicht? Ich habe kein Wissen über meine Gabe. Das wollte Leo schon nicht verstehen. Alles, was ich habe, ist die Fähigkeit zu fühlen.

»Ich kann Ihnen nichts sagen, was Sie nicht schon wissen«, antworte ich deswegen.

Einer von Nathalies Mundwinkeln hebt sich. »Aber Sie können es uns zeigen.«

Sie stößt sich von der Tischplatte ab und bedeutet mir, ihr zu folgen. Wir biegen in einen Seitenflur ein. Hinter einer weiteren Verbindungstür treffen wir wieder Menschen. Ein sehr kleiner Mann in einem weißen Kittel eilt vorbei, und ich begreife, wo wir sind. Es ist eine medizinische Abteilung.

Nathalie bleibt vor einem Fenster stehen, durch das ich zwei Liegen, eine Unmenge an Apparaten und Messgeräten erkennen kann. »Alles, was wir von Ihnen brauchen, ist ein Blick in Ihren Kopf.«

Als hätte mich etwas gebissen, weiche ich von der Scheibe zurück.

»Sie wollen mich an diese Kästen anschließen? Mein Gehirn anzapfen?« Langsam drehe ich den Kopf und starre Nathalie an. »Auf keinen Fall.«

Sie macht ein enttäuschtes Gesicht. »Das ist bedauerlich, Vega. Bedenken Sie, wie vielen Menschen Sie helfen könnten,